

## Freundschaft.

Novelle von Paul Bliß.  
(Schluß.)

**D**iese Freude wurde zu einem stillen Glück, das tief im Herzen bei ihr Wurzel faßte. Dies heimliche, große Glück verließ sie nun nicht mehr, es begleitete sie auf Schritt und Tritt, es leuchtete aus ihren Augen, und es verjüngte sie wirklich mehr und mehr.

Von nun an glaubte sie ganz fest daran, daß sie ihn sich doch noch erringen konnte. Sie sah, wie gut ihr Plan bisher gelungen war, und nun erlann sie täglich Neues, um dem Mann den Aufenthalt bei ihr angenehm zu machen und ihn immer fester in ihren Bann zu bekommen. Jetzt schreckte sie sogar vor kleinen weiblichen Künsten der Kofetterie nicht mehr zurück. Sie hatte ihr Ziel vor Augen, und sie mußte und wollte es erreichen!

Er kam fast jeden Tag. Manchmal blieb er eine Stunde, manchmal auch länger, und immer fand er, daß sie mit jedem Tage sich zu ihren Gunsten veränderte. Ein paarmal sagte er ihr das. Als sie darüber aber immer errötete, sagte er es fortan nicht mehr, sondern wunderte sich nur im stillen darüber. Er war gerade um diese Zeit von seinen Geschäften außerordentlich in Anspruch genommen, und so hatte er auch nicht recht Zeit und Gelegenheit, sich ihr immer und auf längere Zeit zu widmen, viel weniger noch Zeit, sich über den Grund ihrer Verjüngung weitere Gedanken zu machen. Er ging zu ihr, wenn er sich ein wenig erholen wollte vom Ruß der Geschäfte, und sobald er die müden Nerven ein wenig ausgeruht hatte, ging er wieder ernst und gewissenhaft an seine Arbeit. Da blieb also wenig Zeit für private Angelegenheiten.

So lebten sie nebeneinander hin. Sie stets der sonnigsten Hoffnungen voll, fest auf die Zukunft bauend. Er als ihr treuer Freund und Berater.

Der Winter schwand. Mit der Eisbahn war es längst zu Ende. Allmählich schmolz auch der Schnee dahin, und nach und nach schwand der letzte Rest winterlichen Angedenkens.

Schon wehten laue, schmeichelnde Winde, und die Sonne strahlte vom wolkenlos blauen Himmel.

Ende März erschienen die ersten schüchternen Vorboten des Frühlings, die Haselstauden bekamen Käschchen, die Fliederbüsche streckten die ersten grünen Spitzen heraus.

Und nun ging's mit Macht vorwärts. Jetzt kam der Regen, jener wundervolle warme Nieselregen, wie ihn nur der erste Frühling hat, und dieser Regen wirkte mit Zauberkraft.

Wie über Nacht, so schnell geschah es, daß die Welt in junger Blütenherrlichkeit dastand — es hatte alles nur auf den Regen gewartet. Und nun ging es wie ein Jubel durch die Welt. Auf den Wiesen, im saftigsten Grün, prangte es in bunter Fülle, gelbe Primeln, Sternblumen, Aurikeln, Vergißmeinnicht und Auhblumen, alles bunt durcheinander, ausgesät mit schier verschwenderischer Hand. In den Gärten grüntem die Büsche, in den Beeten blühten Narzissen und Tauferdenschön in allen Farben. Die Kastanien ließen ihre braunen Knospen plagen und herrlich junge kleine Blättchen herauslugen. Ein Werden und Gedeihen, wohin das trunkene Auge auch sehen mochte. Dabei eine Luft, hell, blau und

klar, daß man glaubte, bis in den Himmel hineinschauen zu können. Ach, da atmet dann der Mensch, der so lange auf den Lenz gewartet, ihn mit vollen Lungen ein.

Melanie saß und sah mit sinnenden Augen in all das Werden und Aufblühen der Welt. Immer wenn es Frühling wurde, war die Sehnsucht über sie gekommen, die Sehnsucht nach einem unbekannten Land, das dunkel nur ihre Seele ahnte. Dann konnte sie stundenlang sitzen und wunderholde Träume spinnen.

Wie anders in diesem Jahr. Jetzt kannte sie das Land ihrer Sehnsucht. Jetzt war in ihr erwacht, was jahrelang geschlummert hatte. Und nun erklang ihr das ganze herrliche Mysterium der neu erwachenden Erde wie eine mächtige, jubeltündende Sinfonie der Liebe — ihrer Liebe!

Und eines Tages, als sie wieder so weltvergessen allein dafas, ward in ihrer Seele etwas lebendig, das nach Gestaltung verlangte. Langsam, wie mechanisch, holte sie Stift und Notizbuch hervor und begann zu schreiben.

Verse wurden es. Ein Liebesgedicht. Glühende, glückstrunkene Worte der Liebe. Der jauchzende Aufschrei einer reinen Seele, die, so lange im Dunkel schmachtend, nun das helle Licht der Sonne erblickt, nun zum ersten Male die überirdische Wonne des neu entstehenden Frühlings durchlebt, und die nun in liebestrunkener Glückseligkeit die Augen wie im Traum schließt und auf den Kuß des Geliebten wartet, der auch sie zu neuem Leben erwecken soll.

Als sie das fertige Gedicht las, es wieder und wieder las, kam eine ruhige, friedliche Stimmung über sie. Nun war ihr wohl. Nun war es frei geworden in ihr. Was nach Ausdruck verlangte, war nun zur Tat geworden.

Plötzlich kam ihr eine Idee. Mit fester, sicherer Hand schrieb sie über das Gedicht die Worte: „An meinen lieben Freund!“

Und nun lief sie heim und legte das Gedicht in ein Buch, das er heute ansehen wollte.

Um fünf Uhr kam er. Müde, abgesehen und verärgert. Es war kein glücklicher Tag für ihn gewesen.

Sie merkte sofort seine Mißstimmung, und um so mehr gab sie sich Mühe, liebenswürdig zu sein, um ihn aufzuheitern. Aber auch sie hatte heute kein Glück damit. Nur schwer konnte sie die innere Unruhe verbergen. Sie dachte daran, wie das Gedicht auf ihn wirken würde, und so erschien ihr Lächeln unnatürlich und ihre Liebenswürdigkeit gemacht.

Zum ersten Male, solange er sie kannte, fiel ihm das auf. Es enttäuschte ihn, denn er hielt sie für so groß und erfahren, daß sie weiblicher Kofetterien nicht bedurfte. Seine Mißstimmung wurde dadurch nicht besser. — Nur langsam floß die Unterhaltung dahin; es wollte keine rechte Stimmung aufkommen.

Plötzlich nahm er das Buch auf, das sie ihm zurechtgelegt hatte. Sofort erhob sie sich und verließ unter irgendeinem Vorwande das Zimmer. Aber sie blieb im Nebenzimmer und lugte durch den Türvorhang.

Gleichgültig blätterte er in dem Buch. Da fand er das Gedicht. Und er las es, erstaunt las er es noch einmal, dann legte er es zurück ins Buch, stand auf, trat ans Fenster und schaute hinunter auf das Getriebe der Straße.



Indische Fürstengräber. (Mit Text.)

Gleich darauf trat sie wieder ein.

Da ging er ihr entgegen, reichte ihr die Hand und sagte: „Sie entschuldigen mich heute wohl, Fräulein Melante. Ich bin nicht ganz wohl, muß noch ein wenig an die Luft, und dann habe ich noch zu arbeiten. Ich übernehme nämlich kennndlich die Vertretung eines erkrankten Kollegen in Dresden, und da werde ich wohl zwei bis drei Wochen fortgehen müssen. Also Sie sind mir nicht böse — was? Auf baldiges Wiedersehen!“

Ehe sie noch ein Wort erwidern konnte, war er bereits draußen.

Wie im Traum stand sie da und sah ihm nach. Was war mit ihm vorgegangen? War es die Wirkung des Gedichtes? Er war ja wie umgewandelt! Sprache, Blick, Gebärden — alles, alles war anders als sonst. Etwas Fremdes war da, das fühlte sie deutlich, etwas Kaltes, das trennend zwischen sie beide trat. Und diese Erkenntnis machte sie erschauern bis in die Seele hinein.

Den ganzen Abend, die ganze Nacht und auch den folgenden Tag noch bedrückte sie diese entsetzliche Angst. Mit fiebernder Ungeduld wartete sie auf die fünfte Stunde. Da mußte er ja wiederkommen, und da würde sie ihn fragen, was ihn verlegt hatte.

Es wurde fünf, aber er kam nicht. Endlich wurde ein Briefchen abgegeben, das ihn entschuldigte, da er sofort abreisen müsse.

Nun begannen furchtbare Tage für sie, Tage der quälenden Angst und des peinigendsten Zweifels. Schlimmer noch waren die Nächte, denn sie fand weder Ruhe noch Schlaf.

Jeden Morgen wartete sie auf einen Brief, auf ein paar erklärende Zeilen, die ihr den Frieden wiedergeben sollten. Aber nichts kam, nichts als Ansichtskarten mit wenigen Worten und flüchtigen Grüßen.

Das ertrug sie nicht. Ihr Aussehen war fürchterlich. Angst und Zweifel hatten ihre verwüstenden Spuren eingegraben. Fort war die Jugend, fort war der Reiz der Schönheit, fort die Ruhe, fort die Hoffnung. Alt sah sie aus, alt, vergrämt und erbittert. Ihr Spiegel zeigte es ihr jeden Tag deutlicher.

Oh, wenn er sie so sehen würde! Dieser Gedanke rante ihr den letzten Rest von Hoffnung.

Vierzehn Tage schmachtete sie. Nichts, was sie erwartete, kam. Da ertrug sie es nicht länger mehr. Sie schrieb ihm. Zwar bäumte sich das letzte Restchen von Stolz in ihr empor, aber sie erdrückte auch diese Regung und schrieb ihm.

Nur wenige Zeilen schrieb sie, auch erwog sie genau Wert und Deutung der Worte, denn sie durfte sich nicht zu klein machen; nur wissen wollte sie, weshalb er so plötzlich gegangen war.

Und schon am übernächsten Tage war die Antwort da. Ein langer, lieber Brief, Worte und Töne, wie sie in der ersten Zeit der reinen Freundschaft zwischen ihnen gewechselt waren, Worte echter Freundschaft, Liebe, und am Schluß dann die sie erschütternde Wendung: „Ich ging fort, weil ich nicht halten konnte, was Sie von mir erhofften.“

Bitternd las sie den Brief, las ihn wieder und wieder, bis ihr die Augen voll Tränen standen und die Buchstaben durcheinander tanzten. — Dann schleppte sie sich nach dem Sofa. Dort sank sie ohnmächtig nieder.

Bestürzt lief die alte Kathi sofort zu dem Arzt, der eine Treppe tiefer wohnte. — Zehn Minuten später lautete die ärztliche Diagnose: „Herzkrämpfe — größte Schonung!“



Feierabend. Nach dem Gemälde von Mathias Schmid. (Mit Text.)

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Furchtbare Wochen kamen. Immer ein Schweben zwischen Himmel und Erde für die Kranke. Die Ärzte machten besorgte Gesichter. Da half eben keine Kunst des Menschen mehr, da war man auf die Hilfe der Natur angewiesen.

Und sie half auch. Die Anfälle wurden überstanden, und langsam, sehr langsam begann der Anfang der Genesung.

Endlich, nach langen, schweren Leidenswochen, sah die Kranke zum ersten Male die Freiheit der Natur wieder.

Es war nun Hochsommer. Man begann schon die ersten reifen Früchte einzuernten.

Matt, mit müden Augen saß sie in ihrem Krankenstuhl und sog die schwere, volle Luft des Sommers ein. Ach, das tat wohl!

Mit der frohen Behaglichkeit des Genesenden, der nach schwerem Leiden dem Leben wiedergegeben ist, lehnte sie sich zurück in das weiche Polster und sah über die Landschaft hin.

Melanie lächelte, lächelte mit der überlegenen Miene der klugen Frau, die das Bewußtsein ihrer Überlegenheit hat. Dann sagte sie verbindlich: „Sie sind sehr gütig, gnädige Frau!“



Ananas-Plantage zu Washiawa. Phot. Gaedel, Berlin. (Mit Text.)

So wohligh kam es nun über sie, so unsagbar wohligh. Nun ging sie wieder zurück ins Leben. Zwar ihre Hoffnung war dahin, ihr Stolz war gebrochen, nur noch ein Trost blieb ihr, ein echter und guter Trost: ihre Arbeit!

Hier durfte auch sie ans Ernten denken. Und so fand sie sich zurück ins Leben.

Nach einem Jahre ungefähr sah sie Doktor Wolfram wieder. Es war in einer Gesellschaft bei einem ihrer Verleger. Nur etwa zwanzig Personen waren da, so daß man sich nicht gut aus dem Wege gehen konnte.

Melanie sah recht alt aus. Jetzt hielt sie niemand mehr für jünger, eher schon für älter, als sie wirklich war. Aber sie machte auch nicht den geringsten Versuch mehr, ihr Aussehen zu korrigieren; sie lebte jetzt, recht und schlecht, nur noch ihrer Arbeit.

Aber Doktor Wolfram erkannte sie doch sofort. Er ging zu ihr, begrüßte sie sehr freundschaftlich und erkundigte sich interessiert nach ihren literarischen Erfolgen.

Ganz ruhig, ganz sicher stand sie ihm Rede und Antwort. Kein Mensch konnte ahnen, wie nahe diese beiden Menschen sich einstmals gestanden hatten.

Da wurde eine helle Frauenstimme hörbar. „Aber Männer, Männer, du läßt mich ja hier unter all den fremden Menschen ganz allein!“ — Ein entzückendes, frisches, kleines Frauchen trat heran.

Lächelnd nahm der Doktor sie am Arm und sagte zu Melanie: „Fräulein Walter, hier stelle ich Ihnen mein kleines Frauchen vor.“

Melanie wurde bleich, aber sie sammelte alle Kraft, hielt sich aufrecht, sah die kleine Frau genau und prüfend an und sagte dann fest: „Sehr erfreut, gnädige Frau!“

Die aber reichte Melanie sofort ihre zarte Hand hin und rief erfreut: „Ach, liebes Fräulein, wie mich das aber freut! Nein, das kann ich Ihnen gar nicht sagen! Sie schreiben auch so einzig süße Sachen, daß man gar nicht genug von Ihnen bekommen kann!“

„Nein, wirklich, liebes Fräulein,“ plauderte die kleine Frau weiter, „ich freue mich ganz unbändig, Sie kennen gelernt zu haben! Mein Mann hat mir ja schon so viel von Ihnen erzählt! Oh, das glauben Sie gar nicht! Wissen Sie was, Sie müssen recht bald und recht oft zu uns kommen! Ich koche Ihnen auch alle Ihre Leibgerichte! Ich weiß ja schon von meinem Mann, was Sie gern essen! Also, bitte, kommen Sie recht bald!“

Noch immer lächelte Melanie und noch immer mit derselben Überlegenheit — sie konnte nicht anders. Dann sagte sie: „Wenn Sie gestatten, komme ich gern einmal zu Ihnen.“

„Nicht einmal, sondern oft und bald, vor allem recht bald! Ich freue mich kindisch darauf, Ihnen zu zeigen, wie gemüthlich ich meinem Manne alles gemacht habe, ganz so, wie es ehemals bei Ihnen gewesen sein soll!“

Jetzt lächelte Melanie nicht mehr. Ein herber Zug kam in ihre Mundwinkel, und es sah fast aus, als schwebte ein Zug von Verachtung über ihre Miene. Nur mit Mühe konnte sie höflich entgegenen: „Ich komme recht

bald, gnädige Frau.“ — Andere Gäste traten hinzu, und die Unterhaltung wurde abgebrochen, weil Wolfram seine Frau wegführte.

Nachdenklich stand Melanie in einer Nische und sah auf das abgehende Paar. Das also war seine Frau, dies unbedeutende, kleine, geistlose Pierpüppchen! — Das, was sie, die ernste, erfahrene, gebildete Dame, die ihn bis zum Wahnsinn geliebt hatte, nicht erreichen, nicht erringen konnte, das hatte er hier freigiebig verschenkt an ein nichtslegendes Weib, das nichts war als jung, blühend und schön!

Eine maßlose Scham stieg auf in ihr, als sie jetzt daran dachte, wie klein, wie niedrig sie sich vor ihm gemacht hatte. Wie blind,



Ananas-Plantage zu Washiawa. Phot. Gaedel, Berlin. (Mit Text.)

wie unglaublich blind war sie denn nur gewesen, daß sie sich solche Blößen hatte geben können!

Blötzlich kam Doktor Wolfram zurück, aber allein.



„Darl ich noch ein paar Worte mit Ihnen reden, Fräulein Walter?“ fragte er.  
 „Bitte, Herr Doktor.“  
 Einen Augenblick schwieg er, als suchte er nach dem rechten Wort zum Anfang. Dann sagte er, ruhig zwar, aber sehr ernst: „Ich habe, als Sie eben mit meiner Frau sprachen, bemerkt, was in Ihrer Seele vorging; Ihre Mienen spiegelten es ja deutlich wider. Sie haben die Naivität und die Einfalt meiner Frau belächelt, ja es schien sogar etwas wie Mißachtung in Ihren Zügen zu liegen. Habe ich recht?“ Sie schwieg und sah ihn fest und ruhig an.

Vergerbild.



Defraudant: „Wo ist der Genbarn?“

Da sprach er mit verhaltenem Zorn: „Ich habe also recht! Und nun sage ich Ihnen: Ich liebe meine Frau und ich werde von niemand dulden, daß sie sie belächelt!“

Er verbeugte sich förmlich vor ihr und ging. Sie atmete auf, wie befreit von schwerem Druck. Nun sah sie klar, wer und wie er war, nun erkannte sie ganz, wie er dachte — nun erst! Es war, als sinke ihr letztes Heiliges, das Andenken an eine schöne Zeit, in den Staub, und es tat ihr weh, bitter weh. Aber es mußte sein — fort mit der Erinnerung! Vergessen, alles vergessen!

Sie zürnte ihm nicht, daß er sie so schroff behandelt hatte, sie empfand weit eher ein tiefes Mitleid mit ihm. Das gab ihr die Kraft zum Leben, den Stolz von ehedem wieder.

Frei war sie nun! Um eine große Erfahrung reicher, um ein gutes Stück Illusion ärmer — aber wenn auch, nun lag das Leben wieder wie ein gerader Weg vor ihr. Fest, stolz und aufrecht nahm sie den Kampf mit dem Leben wieder auf.

## Unsere Bilder

**Indische Fürstengräber.** In Indien, wo unendlicher Reichtum und tiefste Armut friedlich nebeneinander wohnen, wurden zu allen Zeiten die Fürsten und die Heiligen von der Masse als höhere Wesen verehrt, und ebenso wurden sie beistattet. Unsere Abbildungen zeigen mehrere Heiligengräber bei Dhaj: sie tragen das in der indischen Architektur oftmals wiederkehrende Bild der Wasserblase, die für die Buddhisten das Symbol der Vergänglichkeit ist.

**Feierabend.** Im selben Alter wie sein berühmterer Landsmann Defregger — beide sind im Jahre 1835 geboren — steht der Tiroler Genremaler Professor Mathias Schmid. Geboren zu See im Paznauntal in Tirol, verspürte auch er schon als Knabe die Liebe zur Kunst. Ein- und zwanzigjährig konnte er die Akademie zu München besuchen, und schon zwei Jahre später, 1858, hatte er mit seinem ersten Bilde: „Rut auf dem Wege nach Weibelehem“ einen großen Erfolg. Der damalige Statthalter von Tirol, Erzherzog Karl Ludwig, kaufte das Werk an. Dieser Erfolg blieb freilich auf lange hinaus der einzige derartige; und so war der Künstler, der inzwischen mit seiner jungen Frau nach Salzburg übergesiedelt war, von Herzen froh, als ihn ein Kunstmäcen, der Ritter von Schavoll, nach seiner Villa in Feldkirch-Borarlberg berief, um diese mit Bildern aus der Vorarlberger Volkslage zu schmücken. Zweieinhalb Jahre nahm der Auftrag in Anspruch, 1869 kehrte er nach München zurück, um noch einmal drei Jahre lang Schüler von Piloti zu werden. Hier nun, wo er 1888 zum Professor ernannt wurde, schuf er seine zahlreichen Genrebilder „Das Verlöbniß“, „Jägergruß“, „Einkaufsgut“, „Der eingekeiste Herr Pfarrer“, „Abgesetzte Edelweißpflücker“, „Verlassen“, „Wallsahrt“, „Feuerbesten“, „Die Lieblingspeise“ usw. Der „Feierabend“, den wir unseren Lesern vorführen, zeigt die ganze hehagliche, leicht humoristisch angehauchte, dabei von sprühender Lebensfülle erfüllte Art des Künstlers. Drei hübsche Tirolerinnen, denen man kaum anmerkt, daß sie ein schweres Tagewerk hinter sich haben, ergötzen sich an dem zahnigen Starm, und auch der sehnige Jägermann schaut gemächlich den Mägen des Tages zu. Vier Charakterköpfe von feiner Lebenswahrheit.

**Von der Ananas.** Es war im Jahre 1564, als ein französischer Reisender, Jean de Levy, aus Brasilien an seine Landsleute eine begeisterte Schilderung von köstlichen gelben Früchten schickte. von „Götterfrüchten, die nur von der Venus selbst gepflückt werden dürfen, die weil sie den Geschmack der Quitte, der Erdbeere und der Muskatelstraube in sich vereinen“. Das Lob, das der Franzose der Ananas, der Königin unter den Früchten,

stollte, blieb nicht vereinzelt. Schon dreißig Jahre früher waren nach Europa, zunächst nach Spanien, die ersten Ananasfrüchte gebracht worden, und nach einigen Jahrzehnten begannen holländische Kaufleute des neuen Handelszweiges sich zu bemächtigen und auf dem Markt zu Amsterdam die edlen Früchte feilzuhalten, freilich zu solch hohen Preisen, daß nur sehr reiche Feinschmecker sich hin und wieder einmal den Luxus leisten konnten, eine Ananas als Nachtisch ihren Gästen zu bieten. Insbesondere legten die europäischen Fürsten eine große Vorliebe für die köstliche Tropenfrucht an den Tag, und ihre Hofgärtner belamen den Befehl, sich etwas eingehend mit der interessanten fremden Pflanze zu beschäftigen. Diese erkannten bald, daß die Ananas, wenn auch mit großen Kosten und Mühen, in den eigenen Gewächshäusern sehr wohl gezüchtet werden konnte, daß sie hier zwar etwas kleiner blieb, dafür aber ein viel feineres Aroma und einen weit zarteren Geschmack entwickelte. — Die Zeiten haben sich geändert. Die Dampfmaschine war erfunden worden. Lange Wege, die zu bewältigen früher die Postkutsche mehrere Tage gebraucht hatte, legte man in ebenso vielen Stunden zurück. Die Ozeane, die einst in monatelangen Fahrten das Segelschiff befahren hatte, durchkreuzt das Dampfschiff in ebenso vielen Tagen. Und da mit der Verbesserung der Fahrzeiten auch die Verbilligung der Frachttäre schrittweise, so kam es, daß auch die einst so teuren Ananasfrüchte in den Hafenstädten Europas bald zu solchen Preisen angeboten wurden, daß die köstliche Frucht, die früher nur die Tafel der Reichsten schmücken konnte, heute auch dem weniger Begüterten keine unerreichbare Delikatesse mehr bedeutet. Doch eine Delikatesse bleibt die Ananas gleichwohl und eine der beliebtesten dazu. Das beweisen die riesigen Ananasplantagen, die bald in allen tropischen Ländern, soweit Boden und Klima günstig waren, angelegt wurden, insbesondere in Südamerika, auf den Großen Antillen und auf den Sandwichinseln. Vornehmlich auf Hawaii, der größten unter den Sandwichinseln, ist die Ananaskultur zurzeit zu be- deutend, daß ihre Erträge fast völlig den europäischen Markt beherrschen. Von Wailea und Mahukona, den größten Plantagen auf Hawaii, wurden Eisenbahnen nur des Fruchtexports wegen nach Hilo, dem Haupthafenplatz gelegt, von dem aus alljährlich viele Tausende von Zentnern der köstlichen gelben Früchte nach Europa geschickt werden.

## Allerlei

**Moderne Töchter.** Vater: „Was ich sehe, Hedwig, du rauchst Zigaretten?“ — Tochter: „Aber Papa, du wistst mir doch nicht zumuten, daß ich Pfeife rauchen soll!“

**Mißverstanden.** Frau: „Der Gerichtsvollzieher ist da, er will pfänden.“ — Mann: „Biete ihm einen Stuhl an!“ — Frau: „Wird er damit zufrieden sein?“

**Die Küche des Schahs.** Die Küche des Schahs von Persien gleicht einem Dom. Sie hat Pfeiler von Marmor und Ebn, einen Plafond von weißem Mchat, Ofen von massivem Silber, Kessel, Hähne, Zangen sind golden, auch die Kaffeemühle. Alles Geschirr ist goldboulirtes Kupfer, das Tafelzeug ist majestätisches Gold, die Schüsseln sind mit Diamanten eingelegt. C. I.

**Gegen Eingeweidewürmer des Geflügels** helfen geschnittener Knoblauch, Schwefelblumen und Sonnenblätterabguß. Auch das Einatmen von Dämpfen, die durch Umrühren von 2 Proz. kresothaltigem Wasser mit einem glühenden Eisenstab hervorgebracht werden, bringt Abhilfe.

**Rinsensalat.** Rinsen, besonders die größeren Sorten, können zu einem schmackhaften Salat bereitet werden. Nach dem Waschen kocht man sie in Salzwasser weich, gibt sie zum Abkühlen in einen Durchschlag, um sie dann mit Essig, Öl und Salz, sowie wenig Zwiebel anzumachen. Sie werden mit gebratener Blutwurst besonders gut schmecken.

### Logograph.

Mit einem t schmerzt es dich sehr,  
 Und mit dem d fliehet's hin zum Meer.  
 Julius Fald.

### Scharade.

Was dir die erste Silbe nennt,  
 Kennst du im alten Testament  
 Als einen ungeraten Sohn.  
 Er trug des Vaters Fluch davon.  
 Das andere, ein stolzer Bau,  
 Ragt lähm hinein ins Atherblau.  
 Das Ganze ist ein großer Ort,  
 Und liegt am deutschen Strome dort.  
 Julius Fald.

### Schachlösungen:

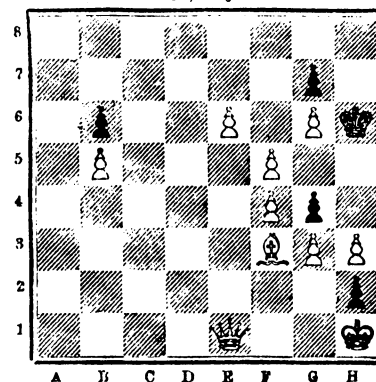
Nr. 66. L b 6—d 4  
 Nr. 67. D d 4—L 8

### Nichtig gelöst:

Nr. 56. G. Lorenz in Freudenthal i. Schl.  
 Nr. 60. Marie Stern in Birmansien.  
 B. Mann in Konstanz. O. Schäfer  
 in Eilen. W. Bierner in Birmansien.  
 Nr. 64. A. Steinberg in Bieren.  
 M. Meerwald in Stahfurt.

### Problem Nr. 68.

Von G. F. Herber, St. Martin.  
 (Deutsches Wochensach 1911.)  
 Schwarz.



Mat in 3 Zügen.

### Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Worträtsels: Anna, Gramm, Anagramm. — Der Scharade: Stod, Solm, Stodholm. — Des Silbenrätsels: Euphrat, Havanna, Rosenheim, Landstuhl, Hona, Gello, Hauptmann, Würtemberg, Anis, Eremit, Mermin, Regen. — Ehrlich währt am längsten. — Des Bilderrätsels: Geb' mit dir selbst streng ins Gericht.